

## **Arbeitsblatt 5a: Das Leben in der Familie**

Isingen lebte in der Berichtszeit noch fast ausschließlich von der Landwirtschaft. Die landwirtschaftlichen Arbeiten im Haus und auf dem Feld waren aber ganz auf das Zusammenwirken mehrerer Arbeitskräfte abgestellt. [...] Für einen voll ausgebauten Isinger Betrieb [waren] mindestens drei, besser noch vier Arbeitskräfte notwendig. Zu diesen Arbeitskräften zählte neben dem Bauern in vollem Umfang die Bäuerin. Es war ganz unvorstellbar, dass sie sich auf die Haushaltsführung und die Kindererziehung beschränkt hätte; falls sie gesund und arbeitsfähig war, war sie für den landwirtschaftlichen Betrieb neben ihrem Mann die wichtigste Arbeitskraft.

Im Regelfall wurde ein junges Ehepaar durch die Altbauersleute ergänzt, mit denen es in häuslicher Gemeinschaft lebte und von denen später der Betrieb übernommen werden sollte oder auch schon übernommen worden war. Später sollten die eigenen Kinder die notwendigen Arbeitskräfte stellen; mindestens nach der Schulentlassung galt ein Kind als eine vollwertige Arbeitskraft. Fehlten sowohl in der älteren als auch in der jüngeren Generation die notwendigen Arbeitskräfte, so stellte man einen Knecht oder eine Magd oder auch beides zugleich ein. In einigen Fällen waren auch unverheiratete Geschwister der Bauersleute, die als „Vettern“ oder „Basen“ in der häuslichen Gemeinschaft lebten, als Arbeitskräfte zu rechnen. [...]

Das Familienleben im Haus und im Betrieb wurde in der Hauptsache durch die Leute bestimmt, die in der häuslichen Gemeinschaft als aktive Arbeitskräfte, als heranwachsende Kinder oder als erwerbsunfähige Alte oder Gebrechliche lebten. Eine alte gebrechliche Base, die man versorgen musste, oder ein Knecht, den man zur Arbeit eingestellt hatte, beeinflusste das Familienleben weit mehr als eigene Kinder, die nicht mehr in der Hausgemeinschaft lebten, weil sie sich anderweitig verheiratet hatten oder anderswo ihre Ausbildung oder ihrem Beruf nachgingen. Der Knecht oder die Magd oder auch die Base waren nicht nur bei der Arbeit gleichberechtigt und gleich verpflichtet wie die Bauersleute, sie saßen auch bei jeder Mahlzeit mit ihnen am Tisch und aßen aus derselben Schlüssel. Sie nahmen an jedem Gespräch bei der Arbeit und am Tisch teil und waren dadurch mit den Plänen, Sorgen und Nöten des Betriebs vertraut. [...]

### **Vom Wohnen**

Die Wohnungen waren in Isingen für die verhältnismäßig großen „Familien“ eng. Als Aufenthaltsraum stand nur die Stube zur Verfügung. Ein eigenes Zimmer für einen Familienangehörigen gab es höchstens für die Großeltern, wenn die „hintere Stube“ ausreichend groß war. Sonst war das „Stüble“ oder „Kämmerle“ nur ein Schlafraum, den man im Bedarfsfall auch noch für andere Zwecke der Familie heranzog. In den Kammern konnten höchstens sechs Betten aufgestellt werden. Waren deshalb mehrere Kinder vorhanden, so konnte nicht jedes Kind sein eigenes Bett haben. Oft schliefen kleine Kinder bei der Mutter im Bett. Größere Kinder mussten meist zu zweien, in bedrängten Verhältnissen manchmal auch zu dreien, in einem großen Bett schlafen. [...]

Auf die Pflege der Betten wurde bei uns zu Hause viel Sorgfalt verwendet. Jeden Morgen wurden sie aus-gelegt, die Unterbetten und die Strohsäcke gelockert und geebnet, die Decken und die Kissen aufgeschüttelt. Meine Mutter war der Ansicht, dass das Bett jederzeit

bereitstehen muss, um einen Verunglückten oder einen Kranken aufnehmen zu können. Ein gepflegtes Bett sei auch notwendig, um nachts dem müden Körper die richtige Erholung zu verschaffen. [...]

Der einzige Raum, der im Winter geheizt werden konnte, war die Stube. Aber auch dort konnte es der Stubenofen nicht verhindern, dass nach kalten Nächten die Fenster über und über mit Eisblumen bedeckt waren. [...]

Tagsüber stand für das Familienleben allein die Stube zur Verfügung. [...] Die Stube war vor der Einführung des elektrischen Lichtes der einzige Raum, in dem eine ständige Beleuchtungseinrichtung vorhanden war. Über dem Tisch hing an der Decke eine Petroleumlampe, die den Tisch so gut beleuchtete, dass man dort lesen oder eine Arbeit verrichten konnte und zum Essen die wünschenswerte Helligkeit herrschte. Der übrige Teil der Stube blieb im Halbdunkel. Man hatte deshalb auch wenig Veranlassung, an den Fenstern Vorhänge anzubringen, die bei Dunkelheit den Einblick in die beleuchtete Stube verhindern sollten. Die Vorhänge kamen erst in Mode, als das elektrische Licht eingeführt wurde. [...] Notwendigerweise diente die Stube auch als Waschraum für die tägliche Toilette der Familie. Hier wurden nicht nur die Säuglinge gebadet und gewickelt, sondern auch von den Erwachsenen im Bedarfsfall die Füße gepflegt und vor allem die tägliche Morgenwäsche vorgenommen. Für diese holte man vor oder nach dem Morgenessen (Frühstück) in einer emaillierten Waschschaüssel Wasser aus der Küche, das im Winter sogar angewärmt war. Mit einem familieneigenen „Waschlumpen“ reinigte man sich vor dem Spiegel Gesicht, Hals und Ohren. Dann wusch man sich die Hände und trocknete alles am Familienhandtuch, der „Zwähl“, ab. Die Männer kehrten zum Spiegel zurück, um mit dem Familienkamm die Haare in die gewünschte Form zu bringen. Für die Frauen begann nach dem Waschen das „Zopfen“ (Frisieren), bei dem das Glattkämmen der Haare und das Flechten der Zöpfe wohl die Hauptsache waren. [...]

Man könnte meinen, dass diese Wascherei nicht besonders gründlich gewesen sei, aber der Vollständigkeit halber muss man noch hinzufügen, dass sie eigentlich nur eine Art Vervollständigung oder Kontrolle darstellte. Tatsächlich reinigten sich die Männer Gesicht und Hände am Brunnen oder in der Küche, bevor sie zum Essen gingen. Und die Frauen hatten in der Küche, etwa nach dem Anheizen des Herdes oder dem Anrühren des Schweinefutters, immer wieder das Bedürfnis, sich zu reinigen, bevor sie etwas Neues anfassten. [...]

Allerdings ist auch zu bemerken dass eine gründliche Körperreinigung in der Form eines Reinigungsbades bei den Erwachsenen nur sehr selten, bei alten Leuten überhaupt nie vorkam. Die Männer rasierten sich nur einmal in der Woche, und zwar am Sonntag bei der morgendlichen Wäscherei vor dem Kirchgang.

## **Die Kleidung**

[...] Es war noch nicht üblich, seiner äußeren Aufmachung eine auffallende persönliche Note zu geben. Jede Bekleidung hätte von den verschiedenen Personen gleicher Statur getragen werden können. Die Männerbekleidung bestand aus einem kragenlosen Flanell- oder Trikothemd, einer Hose mit Hosenträgern, einer Weste, einem Kittel, Socken, Schuhen und einer Kopfbedeckung. An Sonn- und Feiertagen kamen noch der anknüpfbare Kragen, die Krawatte und gelegentlich auch die gestärkte, anknüpfbare Hemdenbrust und die Röllchen-Manschetten dazu.

Es wird auffallen, dass in dieser Aufzählung die Unterhose fehlt. Tatsächlich trug man normalerweise keine Unterhose. Nur bei sehr großer Kälte wurden von der Mutter Unterhosen ausgegeben. [...]

Auch der Mantel fehlt in der Aufzählung. Nur wenige Männer hatten einen Mantel, und auch sie trugen in selten. Jugendliche besaßen sicher keinen Mantel. Ein Mantel war bei der bäuerlichen Arbeit hinderlich. Man konnte ihn höchstens in den Mußestunden tragen, oder auch, wenn man „über Feld“ ging, und für diese seltenen Gelegenheiten rentierte sich bei der Isinger Einfachheit und Sparsamkeit die Anschaffung nicht. [...]

Man unterschied sehr deutlich das „Sonntigshäs“ vom „Wächtigshäs“, den Feiertagsanzug von der Arbeitskleidung. [...]

Die Männerkleidung war in Isingen keineswegs farbenfreudig. Helle Farben waren ganz verpönt. Die Sonntagsanzüge waren dunkel in den Farben braun, grau und grün. [...] Alle Schuhe waren schwarz; farbiges Schuhzeug kannte man höchstens bei Hausschuhen. Unter einem Schuh verstand man die hohe Fußbekleidung, die den Knöchel mit einschloss. Was man heute als Schuhe bezeichnet, nannte man damals Halbschuhe. Sie waren in Isingen nicht üblich und galten als städtische Modetorheit. [...]

Bei der Frauenkleidung kenne ich mich naturgemäß nicht so gut aus wie bei der Männerkleidung. Ich glaube aber, sie bestand ortsüblich aus dem Hemd, dem mit dem Leible verbundenen Unterrock, dem Rock und der Bluse, einer Schürze, knielangen Strümpfen, die durch Strumpfbänder unterm Knie festgehalten wurden, den Schuhen, die sich von den Männerschuhen wenig unterschieden. Als Kopfbedeckung diente meist ein Kopftuch, seltener eine Haube. Auch die Frauen trugen keine Unterhosen und keine Mäntel; bei ihnen fehlte die Unterhose selbst im strengsten Winter.

### **Vom Essen und Trinken**

In der Rückschau möchte ich die Einstellung der Isinger zum Essen und zum Trinken durch zwei Merkmale charakterisieren. Zuerst: Man isst und trinkt, um leben und arbeiten zu können. Es wurde im allgemeinen nur so viel gegessen und getrunken, wie der Körper zur Erhaltung der Arbeitskraft benötigte. Seltene Ausnahmen gab es vielleicht bei einem gelegentlichen Festessen oder bei einem geselligen Umtrunk in Wirtshaus.

Sodann: Auf den Tisch sollte vorwiegend nur das kommen, was „man selber hatte“, also aus der eigenen Wirtschaft stammte. Außer dem Zucker, den Gewürzen und dem Salatöl kaufte man für das Essen nur gelegentlich Frischfleisch oder Käse und ab und zu einmal eine frische Wurst. Man war sicher nicht bereit, für einen Gaumenkitzel Geld auszugeben.

Dazu kam noch, dass das Ausdenken und die Vorbereitung des Essens die Hausfrau nicht über Gebühr in Anspruch nehmen durften, weil sie im Betrieb als wichtige Arbeitskraft gebraucht wurde. Der Speiseplan war deshalb durch die Ortssitte bindend vorgeschrieben.

Zum „Morgenessen“ (Frühstück) gab es den Isinger Milchkafee und trockenes Brot. [...] Auch beim Abendessen gab es kaum einmal eine Abweichung von der Regel. Am Sonntagabend gab es Kaffee mit Weißbrot genau wie am Sonntagmorgen. Werktags stand zu Beginn des „Nachtessens“ auf dem mit einem kleinen Tischtuch bedeckten Tisch eine Schüssel mit noch dampfenden Kartoffeln in der Schale. Je-der einzelne schälte nun mit Hilfe des Löffelstiels so viele Kartoffeln, wie er zu essen gedacht. Diese legte er auf einen Häuflein vor seinem Platz.

Hatten alle genügend viele Kartoffeln geschält, so wurden die Schalen zu den übrig gebliebenen Kartoffeln in die Schüssel zurückgelegt; alles zusammen wanderte nachher in den Saukübel zum Schweinefutter. Der Löffelstiel wurde am leinenen Tischtuch von den Kartoffelresten gesäubert; dann holte man mit ihm etwas Salz aus dem Salzfass und legte es neben den Kartoffelvorrat auf das Tischtuch.

Jetzt erst konnte das eigentliche Nachtessen beginnen. An die Stelle der abgetragenen Kartoffelschüssel wurde jetzt die Suppenschüssel mitten auf den Tisch gestellt. [...] Beim Essen hatte man den Löffel in der rechten Hand und nahm damit die Suppe zu sich. In der linken Hand hatte man die Kartoffel, von der man nach einem kurzen Eintunken in das Salzhäufchen abbiss. War die Suppe zu Ende, kam die frische, noch kuhwarme Milch auf den Tisch. Während man sie aus den Kaffeeschüsseln trank, verzehrte man den Rest der geschälten Kartoffeln. [...]

Etwas reichhaltiger war der Küchensettel für die Hauptmahlzeit, das Mittagessen. Dabei spielte das Sauerkraut eine Hauptrolle. Dreimal in der Woche wurde Sauerkraut gekocht; an den anderen Tagen hatte man häufig noch Reste des gekochten Sauerkrauts zum Aufzehren. [...] Das Standardgericht mit Sauerkraut bestand aus „Knöpfle“ (Spätzle) in der Brühe, Kartoffelschnitzen und Sauerkraut. [...]

Interessant dürfte sein, wie man die Reste eines solchen Mittagessens verwendete. War absichtlich so viel gekocht worden, dass von allem genügend viel übrigblieb, so konnte am folgenden Tag der ganzen Familie einen „Gansnest“ geboten werden. Dabei wurden Kraut, Knöpfle und Kartoffelschnitze gemischt und in der Pfanne gedämpft und leicht angebacken. In jedem anderen Fall kamen die Reste eines Essens nicht mehr auf den Mittagstisch des anderen Tages. Übriggebliebene Knöpfle und Kartoffelschnitze wurden dem Hund vorgesetzt oder dem Schweinefutter beigegeben. Nur das übriggebliebene Sauerkraut „stellte man warm“, namentlich im Winter, das heißt man stellte es hinter den Ofen oder auf dem Herd in die Wärme. [...]

Am seltensten waren zweifellos die Mahlzeiten, bei denen das Fleisch als Braten oder als Siedfleisch die Hauptspeise darstellte. Braten gab es eigentlich nur sonntags, aber keineswegs stand jeden Sonntag in jedem Haus ein Braten auf dem Tisch.

## **Der Tagesablauf**

Der geschichtlichen Entwicklung entsprechend waren unsere Isinger Familienbetriebe vor dem Ersten Weltkrieg noch ausgesprochen patriarchalisch bestimmt. Der Hausherr fühlte sich für das leibliche und seelische Wohl der eigenen Familienangehörigen in gleicher Weise verantwortlich wie für das Wohl des „Gesindes“ [...].

Morgens versammelte sich die Familie nach der Versorgung des Stalls zum gemeinsamen Frühstück. Zeitlich lag es so, dass die größeren Schulkinder noch daran teilnehmen konnten, bevor sie zur Schule gingen. Die Schule begann für die „Großen“ im Sommer um sieben Uhr, im Winter um acht Uhr, das Frühstück also etwa eine halbe Stunde früher. Beim Frühstück wurde in einem kargen Tischgespräch besprochen, was und wie heute gearbeitet werden soll, so dass jedermann unterrichtet war. Diese Besprechung war keine „Befehlsausgabe“ des Hausherrn; sie verwirklichte vielmehr ein Mitspracherecht aller Betriebsangehörigen. [...]

Vor dem Frühstück, wie vor jeder Hauptmahlzeit, versammelte man sich stehend zum Tischgebet, das vom Vater oder von der Mutter gesprochen wurde. Es war kurz; bei uns zu

Hause hieß es: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was Du uns bescheret hast.“ Nach dem Frühstück kam die Morgenandacht. Wenn alles mit dem Essen fertig war, holte der Vater vom Bücherbrett das dicke Andachtsbuch herunter und las die für den Tag bestimmte Morgenandacht vor. Dann sprach er das Vaterunser und schloss mit der Bitte um den Segen des Herrn. Diese Morgenandacht nahm man mit gefalteten Händen am Tisch sitzend entgegen. [...]

Hatte man um sieben Uhr mit der Arbeit begonnen, so war um neun Uhr eine halbstündige Vesperpause vorgesehen. Der Beginn der Vesperpause musste sich allerdings oft nach der Arbeit richten, aber die Dauer dieser Arbeitspause wurde eingehalten; das Ausspannen war für die Erhaltung der Arbeitsfähigkeit mindestens ebenso wichtig, vielleicht sogar wichtiger, als die Nahrungsaufnahme. [...]

Das Mittagessen war für zwölf Uhr vorgesehen, die Mittagspause sollte eine Stunde dauern. Hier waren größere zeitliche Verschiebungen verhältnismäßig selten. Das Mittagessen wurde mit einem kurzen Gebet abgeschlossen, zu dem man sich von den Sitzen erhob. [...]

Das Nachmittagsvesper, für das ebenfalls eine halbe Stunde vorgesehen war, stand meist schon etwas unter dem Einfluss des baldigen Arbeitsschlusses. [...]

Das Nachtessen bildete dann den letzten Abschluss der Arbeitszeit. Nachher wurde keine Arbeit mehr an-gesetzt, auch wenn es im Sommer noch hell war. Die Zeit stand jedem einzelnen zur Verfügung. Kinder und Jugendliche suchten vielleicht noch ihre Kameradschaften auf, die Erwachsenen machten „nach Feierabend“ unter Umständen noch geschäftliche oder gesellige Besuche.

#### Die Kindererziehung

In Isingen gab es „brave“ und „streitige“ Kinder. Jedes Kind war bald einmal brav, bald einmal streitig, aber die Worte wurden auch für eine Gesamtbeurteilung gebraucht. Nannten die Erwachsenen einen Buben streitig, so lag darin ein gehöriger Tadel; nannten sie ihn brav, so war dies nicht nur eine Höflichkeit, sondern auch eine Anerkennung und ein Lob. Nach meiner Erinnerung sprach man in Isingen nie von gut erzogenen oder schlecht erzogenen Kindern. Der sprachliche Unterschied weist darauf hin, dass man für das Verhalten des Kindes nicht die Erzieher verantwortlich machte, sondern das Kind selbst. Der eigentliche Erzieher war die feststehende und allgemein anerkannte Ortssitte; Eltern und Lehrer waren nur die mehr oder weniger geschickten Mittelsleute zwischen ihr und dem Kind. Fügte sich ein Kind in die Orts-sitte ein, so war es brav; kam es mit seinem eigenen Willen in Widerstreit mit ihr, so war es streitig. Das Ziel der Erziehung war die möglichst reibungslose und vollständige Eingliederung in die Ortssitte.

Diese Erziehung musste ihrem Wesen nach rein autoritär sein. [...] In der Praxis war aber die Kindererzie-hung meist ja natürlich und unbefangen. Man ließ den Kindern ihrem Alter entsprechend genügend viel freie Zeit, in der sie im Spiel eine eigene Welt nach ihren Vorstellungen aufbauen konnten. Stoff und Anregungen für ihre Spiele bezogen sie im Überfluss aus den eigenen Erfahrungen, gab es doch kaum einen Vorgang im Haus, Hof und Feld, der nicht im Spiel nachgeahmt und dargestellt werden konnte. [...]

Fast unbemerkt wurde das Kind in die Lebensweise und in die Arbeitswelt der Erwachsenen hineingeschleust, doch wohl so, das zeitlich die Spielwelt immer mehr durch die Erwachsenenwelt verdrängt wurde. Nach der Konfirmation sollte nach den Isinger Vorstellungen das Spiel nur noch den Feierabend und dem Feiertag vorbehalten sein. [...]

*Vom Leben auf dem Lande – ein schwäbisches Dorf um 1910*

Text aus Max Frommer, *Vom Leben auf dem Lande*. Isingen 1910. Stuttgart 1983, S.163-228.



*Abbildung 1: Vesperpause im Heuet (Nellingsheim)*

*Aus: Max Frommer, Vom Leben auf dem Lande. Isingen 1910.  
Stuttgart 1983, Abb.14*